

dtv

»Ich ahnte nicht, dass es fünfzehn Jahre dauern sollte, bis ich Alma wiedersah.« Loren ist zehn Jahre alt, als er gemeinsam mit seiner Adoptivtante ein altes Planetarium in New York besucht und sich am Ende der Vorstellung an der Hand einer fremden Frau wiederfindet, die ihn in eine wartende Limousine drängt. Man bringt ihn nach Las Vegas, und er wächst unter anderem Namen in unendlichem Reichtum auf, während Alma ruhelos um die Welt reist. Erst nach und nach durchschaut Loren, den die Entführer zu seinem Großonkel gebracht haben, die geheimnisvollen Zusammenhänge um seine Herkunft, und auch Alma findet schließlich ihr Glück – was nicht zuletzt Lorens Leben erneut entscheidend verändert. Nicholas Christophers großer amerikanischer Familien-, Liebes- und Kriminalroman sprüht und funkelt vor Fantasie und Erzählfreude wie die Sterne am Nachthimmel.

Nicholas Christopher wurde 1951 in New York geboren, studierte Englische Literatur am Harvard College und schrieb für führende amerikanische Zeitungen und Magazine. Bislang hat er sechs Romane, acht Gedichtbände sowie ein Sachbuch veröffentlicht. Christopher ist Professor an der Columbia University und lebt mit seiner Frau in New York.

Nicholas Christopher

Eine Reise zu den Sternen

Roman

Aus dem Englischen
von Roberto de Hollanda
und Pocio

dtv

Von Nicholas Christopher sind bei dtv außerdem erschienen:
Franklin Flyer (13466)
Das verlorene Bestiarium (24829)
Tiger Rag (14477, 26028)

**Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher**
www.dtv.de



2016 dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München
Die Originalausgabe erschien 2000 unter dem Titel
'A Trip to the Stars' bei The Dial Press/Random House, New York.
© 2000 Nicholas Christopher
© 2016 der deutschsprachigen Ausgabe:
dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München
© der deutschen Übersetzung: J. G. Cotta'sche Buchhandlung
Nachfolger GmbH, gegr. 1659, Stuttgart.
Umschlaggestaltung: dtv unter Verwendung eines Gemäldes
von Karl Friedrich Schinkel (akg-images)
Satz: Kösel Media GmbH, Krugzell
Druck und Bindung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-14493-3

Für Constance

Ich sah ein Kind mit einem Licht in der Hand.
Ich fragte, woher es stamme.
Das Kind löschte das Licht und antwortete:
»Sag du, wohin es gegangen ist.«

Hasan von Basra

INHALT

| | |
|-------------------------------|-----|
| 1. Das Planetarium | 11 |
| 2. New Orleans | 16 |
| 3. Brooklyn | 27 |
| 4. Spinnen | 32 |
| 5. Die verlassene Fabrik | 44 |
| 6. Das Lazarettsschiff | 53 |
| 7. Das Hotel Canopus | 71 |
| 8. Das Hôtel Alnilam | 100 |
| 9. Enzos Erziehung | 132 |
| 10. Inseln | 204 |
| 11. Die Himmelsstadt | 226 |
| 12. Kauai | 291 |
| 13. Der Stardust Club | 374 |
| 14. Naxos | 450 |
| 15. Das Hotel Rigel | 479 |
| 16. Der unzustellbare Brief | 527 |
| 17. Honolulu | 579 |
| 18. Eis | 594 |
| 19. Houston | 615 |
| 20. Feuer | 628 |
| 21. Eine Reise zu den Sternen | 660 |

DAS PLANETARIUM

Wir waren tief ins All vorgestoßen und kehrten nun zurück. Bevor wir das Sonnensystem verließen, umkreisten wir den Mond und mehrere Planeten. Wir kurvten über die Ringe des Saturn, erkundeten den Roten Fleck auf dem Jupiter und streiften die eisigen Gebirgszüge des Uranus. Wir jagten einen Kometen und schlängelten uns durch einen Meteoritenschwarm. Jenseits von Pluto erreichten wir die Gestirne: Funkelnde Sternhaufen, Ringe und Mondsicheln umschwirrten uns. Wir folgten der langen Kurve der Milchstraße, an Alpha Centauri vorbei, dem ersten Stern jenseits der Sonne, und beobachteten, wie eine Supernova explodierte und ein Neutronenstern zu einem schwarzen Loch kollabierte. Wir reisten weiter zum roten Stern Antares, zweihundert Lichtjahre entfernt, sahen uns ausgiebig auf der nächstgelegenen Andromeda-Galaxie um und nahmen anschließend Kurs zurück zur Erde.

Fetzen von elektronischer Musik und grollende Pauken erfüllten das Dunkel. Die Zuschauer saßen ganz still, hatten die Polstersitze nach hinten gekippt und verrenkten sich den Hals, während wir mit Lichtgeschwindigkeit zur Erde zurückrasten. Ich klammerte mich an die Armlehnen meines Sitzes und pustete die Staubkörnchen weg, die um meinen Kopf wirbelten. Im gespenstischen Schein der Overhead-Projektoren war meine Tante nur noch eine schwarze Silhouette. Ihr frisch gewaschenes Haar duftete, selbst in der abgestandenen, metallischen Luft des fensterlosen Saals. Außerdem war es kalt hier drin. Ich hatte die Jacke bis zum Hals zugeknöpft und krümmte die Zehen in den Stiefeln, um sie warm zu halten.

Endlich tauchte die im Nichts schwebende blauweiße Kugel der Erde wieder vor uns auf, und die gottähnliche Stimme des Sprechers bedankte sich, dass wir an der »Reise zu den Sternen«

teilgenommen hatten. Das war der Titel der Show, die zwischen Thanksgiving und Weihnachten hier gezeigt wurde. Das Publikum begann zu klatschen, und die Sitze klappten geräuschvoll hoch, als jetzt alle aufstanden, das Licht wieder aufflammte und die große Kuppeldecke sich verdunkelte. Die elektronische Musik verebbte und ging in einen langsamen Ragtime-Walzer über. Die Platzanweiser öffneten die hinteren Türen.

Ich setzte meine Mütze auf und drängte mich vor meiner Tante her zum nächstgelegenen Gang. Ihre Hand lag leicht auf meiner Schulter, um mir den Weg zu weisen. Wir waren in das alte Planetarium im äußersten Norden von Manhattan gekommen, um meinen zehnten Geburtstag zu feiern. Die Vorführung war ausverkauft gewesen, und nun strömte die riesige Menge lebhaft plaudernd in die schmalen Gänge des runden Saals. Wir wurden vom Gedränge erfasst und mitgetragen. Ich sah nur Rücken und Hände. Schwaden von Parfüm und Schweiß stiegen mir in die Nase und dann auch Rauch, als die Leute sich die ersten Zigaretten anzündeten.

Wir kamen zum Ausgang. Meine Tante nahm mich bei der Hand und ging schneller. Ihr Griff war sanft, aber fest, der Wildlederhandschuh fühlte sich weich an. Erst als wir ins blasse Winterlicht hinaustraten, wo der Wind trockenen Schnee, Fetzen von Eintrittskarten und Programmzettel aufwirbelte, lichtete sich das Gedränge ein wenig. Ich blickte zu ihr auf und wollte etwas sagen.

Doch ich brachte kein Wort heraus.

Die Frau, die mich jetzt energisch zu einer blauen, am Straßenrand parkenden Limousine zerrte, war nicht meine Tante. Ich glaubte, dass sie mich mit einem anderen Kind verwechseln musste, bis sie die hintere Wagentür öffnete und mich hineinschubste. Aber als sie dann selbst einstieg und mir ins Gesicht sah, zeigte sie keine Spur von Überraschung.

Am Steuer saß ein Mann mit braunem Mantel und dunklem, tief ins Gesicht gezogenem Homburg. Noch ehe die Frau die Tür zuschlug, trat er aufs Gaspedal und fuhr los.

»Hey!«, rief ich. Doch als ich mich streckte, um die linke Tür zu erreichen, kramte die Frau hastig einen schwarzen Zerstäu-

ber aus ihrer Handtasche und sprühte mir eine Parfümwolke ins Gesicht. Der Duft von weißen Lilien kratzte im Hals. Meine Augen brannten, ich fing an zu husten. Mir wurde schwindlig, und mein Herz schlug so langsam, dass ich die einzelnen Schläge in den Ohren hörte, weit auseinandergezogen, wie eine ferne Trommel. Die Welt verschwamm vor meinen Augen, als sähe ich sie durch einen Gazefilter aus wechselnden Farben.

»Hör auf zu flennen!«, fauchte die Frau, wobei sie allerdings nicht mich, sondern den Mann am Steuer meinte. Zugleich zog sie ihre Handschuhe aus. Sie waren aus schwarzem Wildleder, genau wie die meiner Tante.

Meine Hände und Füße prickelten. Dann wurden sie immer schwerer, als hätten sich meine Knochen in Blei verwandelt. Meine Zunge war angeschwollen. Als ich wenig später wieder schärfer sehen konnte, starrte ich aus dem Fenster und versuchte, die Straßenschilder zu lesen. Doch selbst wenn es mir gelungen wäre, hätte es nichts genutzt: unmöglich, sich diese Strecke voller Kurven und Biegungen zu merken. Wir hatten ein Gewerbegebiet mit kleinen Straßen, rostigen Laderampen und rissigen Bürgersteigen erreicht. Auf den Dachvorsprüngen der Lagerhäuser hockten Tauben. Penner wärmten sich auf einem unbebauten Grundstück die Hände über dem flackern-den Feuer eines brennenden Ölfasses. Ich fühlte mich immer noch benommen, doch ich sah jetzt wieder klarer. Mein Herz schlug schneller, und die Schwere verließ meine Glieder.

Die Frau neben mir war mir völlig fremd. Sie war jung – älter als meine Tante, aber höchstens Ende zwanzig – und genauso hübsch wie sie, groß, schlank, mit hellbraunem Haar. Doch meine Tante hatte blaue Augen, und ihre waren dunkelbraun, fast schwarz und stark geschminkt. Wieder dachte ich kurz daran, an einer roten Ampel oder im stockenden Verkehr die Tür aufzustoßen, doch der Fahrer kümmerte sich nicht um die Ampeln, und Verkehr gab es hier ohnehin nicht.

An einem weißen Backsteinbau neben einem unbebauten Grundstück hielten wir unvermittelt an. Er erstreckte sich über den halben Block. Mit seinen vergitterten, schmutzigen Fenstern sah er aus wie ein x-beliebiges Fabrikgebäude, das vor

langer Zeit geschlossen worden war. Die großen Tore an der Laderampe waren mit Ketten und einem Vorhängeschloss gesichert. Obwohl die Farbe von den Mauern abblätterte, hob sich das Weiß deutlich von den dunkelgrauen Gebäuden ab, die den Rest der Straße säumten. Wind und Wetter hatten dem Schild über dem Eingang zugesetzt, nur die Buchstaben CHINE – Fragment eines Wortes – waren noch leserlich. Ein Mann mit hellem Mantel und viel zu großen Handschuhen ging mit einem Metalldetektor auf dem unbebauten Grundstück herum und trat vorsichtig über den Schutt und die Glasscherben, die überall verstreut waren. Er hatte den Kragen hochgeschlagen, sah uns über die Schulter hinweg an und wandte sich wieder seiner Aufgabe zu.

Unser Fahrer blieb wie angewachsen hinter dem Steuer sitzen und zündete sich eine Zigarette an. Der Rauch breitete sich im Inneren des Wagens aus. Er hatte sich kein einziges Mal umgedreht, und ich hatte sein Gesicht im Rückspiegel nicht erkennen können.

Schließlich öffnete die Frau die Wagentür und packte mich erneut an der Hand. »Keine Angst«, sagte sie. Es war das erste und einzige Mal, dass sie mich ansprach. Doch ihr unbewegtes, strenges Gesicht trug nicht gerade dazu bei, meine Ängste zu zerstreuen. Mein Herz raste jetzt, und in dem Moment, als ich steif und mit schlotternden Knien ausstieg, bekam ich kaum noch Luft. Am liebsten wäre ich weggelaufen, doch mein zaghafter Versuch, mich von ihrem Griff zu befreien, schlug fehl. Ein entsetzliches Gefühl von Hilflosigkeit überkam mich, als sie mich durch eine unverschlossene Eisentür, die dröhnend hinter uns zufiel, in das Gebäude hineinführte.

Als Erstes nahm ich den Geruch von brennendem Teer wahr. Hier drin war es genauso kalt wie draußen. Ich spürte, wie kleine Atemwölkchen auf meinen Wangen kondensierten. Aber ich konnte nichts sehen. Die Frau hielt mich an der Hand, und jedes Mal wenn ich stolperte, zerrte sie mich ein wenig heftiger vorwärts. Mehrmals bogen wir aus dem feuchten Gang in einen anderen ab. Feiner, kalter Staub wirbelte durch die Luft. In einem fernen Schacht hörte ich leise den Wind heulen.

Plötzlich blieben wir stehen, und eine Tür fiel hinter uns zu. Es war immer noch stockdunkel. Wir standen in einem großen Raum, der sich abwärtsbewegte. Ich spürte, wie der Boden unter meinen Füßen vibrierte, hörte über mir Kabel ächzen und in der Ferne einen Generator brummen. Ich fing an zu zittern. Wo bringt mich diese Frau hin? Und wo ist meine Tante jetzt, fragte ich mich, als der Aufzug uns ins tiefe Innere der stillgelegten Fabrik beförderte. Ich ahnte nicht, dass es fünfzehn Jahre dauern sollte, bis ich Alma wiedersah.

NEW ORLEANS

Ich hatte ein Talent für tote Sprachen. Lateinisch, Altgriechisch, ein paar Brocken Phönizisch. Im ersten Jahr nach Lorens Verschwinden träumte ich jede Nacht von ihm. Und in diesen Träumen schrieb er mir mit einem Stück Kohle lateinische Briefe auf eine lange weiße Mauer. *Cara Alma*, begann er mit seiner runden Schrift und versuchte mir mitzuteilen, wo er war. Aber nie konnte ich das Geschriebene schnell genug übersetzen, um eine Bedeutung darin zu entdecken, und das, was ich nach dem Aufwachen behalten hatte, ergab überhaupt keinen Sinn.

Normalerweise habe ich nicht nah am Wasser gebaut. Ich habe nicht geweint, als meine nächsten Verwandten starben, und auch nicht, wenn andere Menschen mich verletzten oder sich von mir trennten, doch in diesen Nächten wachte ich plötzlich auf und brach in Tränen aus, wenn ich an Loren dachte, obwohl ich ihn kaum gekannt hatte.

Die Polizei war keine große Hilfe. Von Anfang an erklärten mir die Beamten, entschlossene Kidnapper, egal ob Profis oder Laien, gehörten zu der Sorte Gangstern, vor denen man sich nicht schützen könne. Und dass ich ein ideales Opfer sei – eine leichte Beute. Ich sei jung und nicht gewohnt, Verantwortung für Kinder zu tragen. Selbst den aufmerksamsten Erwachsenen, sagten sie, konnte es passieren, dass ihnen vor der eigenen Nase das Kind entführt wurde, wenn sie entsprechend abgelenkt waren. Mir hatte bloß jemand auf die Schulter geklopft. Ich hatte mich umgedreht, und niemand war da gewesen. Als ich wieder hinsah, war Loren verschwunden. Es war mir kein Trost. Ich suchte auf eigene Faust nach ihm. Das College brach ich ab, obwohl es mein letztes Schuljahr war. Ich besaß ein bisschen Geld, etwa viertausend Dollar, die ich von meiner Mutter ge-

erbt hatte. Sie hatte Loren großgezogen, nachdem meine Schwester Luna und ihr Mann Milo Harris fast drei Jahre zuvor umgekommen waren. Die beiden hatten ein unstetes Leben geführt und in den sieben Jahren nach Lorens Adoption in Reno, Nevada, in mehr als einem Dutzend verschiedener Städte gelebt. Ihr nächstes Ziel hätte Pittsburgh sein sollen, doch kurz davor waren sie tödlich verunglückt. Als kleines Kind hatte Loren nur die Straße gekannt. Sie hatten ihn adoptiert, und nun war ich irgendwie seine einzige noch lebende Verwandte.

Ich gab fast mein ganzes Erbe für einen Privatdetektiv aus, den ich nach Lorens Verschwinden anheuerte. Nach zwei Monaten hatte er nichts weiter herausbekommen, als dass man beobachtet hatte, wie eine Frau, die genau meiner Beschreibung entsprach, mit einem Jungen, auf den Lorens Beschreibung passte (dunkelblaue Matrosenjacke, schwarze Wollmütze und kariertes Schal), in ein Auto gestiegen war. Danach nichts mehr. Es war an diesem Tag sehr kalt gewesen; die Frau und er hatten sich in Luft aufgelöst wie eine Dampfwolke, die man beim Atmen ausstößt. Die Tatsache, dass die Beschreibung der Frau so genau auf mich passte, machte die Sache mit der Polizei nicht leichter. Besonders als weder eine Lösegeldforderung noch ein Anruf noch sonst eine Nachricht von meiner Doppelgängerin eintraf. Irgendwann fing die Polizei an, mich misstrauisch anzusehen, und ihre Zweifel an meiner Zurechnungsfähigkeit grenzten an einen ausgewachsenen Verdacht.

Bald zweifelte ich selbst an mir und lief wochenlang mit einem Foto von Loren durch die Stadt. Es war das einzige, das ich von ihm besaß, und stammte aus einem Sommer auf Coney Island: Die Seemannsmütze schief auf dem Kopf, die Hände in die Hüften gestemmt, blinzelte er in die Sonne. Meine Mutter hatte nichts von Fotos gehalten. Sie hatte immer gesagt, dass sie Erinnerungen nicht bewahren, sondern im Gegenteil bloß verwässern. Sie hatte noch mehr solcher komischen, aber tiefverwurzelten Überzeugungen gehabt. Beispielsweise hatte sie stolz behauptet, dass sie niemals träumte. Oder dass traumloser Schlaf das Zeichen für ein reines Gewissen sei.

Vom Planetarium aus zog ich immer weitere Kreise und

zeigte das eselsohrige Foto jedem, der mir über den Weg lief – Taxifahrern, Ladenbesitzern, Arbeitern, Pförtnern, Hundehaltern –, und später aus lauter Verzweiflung auch Leuten, die mir ohnehin nicht hätten weiterhelfen können, zufällig vorbeikommenden Passanten oder Leuten, die offensichtlich nicht in dieser Gegend lebten. Niemand hatte etwas beobachtet. Bevor meine Kreise die Stadtgrenzen erreichten, war das Foto zerknittert. Tage verstrichen, dann Monate, alles war undeutlich geworden, die Jahreszeiten gingen ineinander über, und schließlich gab ich meine Suche erschöpft auf. Auch die Polizei stellte ihre Nachforschungen ein. »Ein nicht abgeschlossener Fall, der wahrscheinlich nie richtig aufgeklärt werden wird«, sagten sie. »Wir nennen so was einen ruhenden Fall.«

Während dieses ganzen Jahres, 1966, wohnte ich im Haus meiner Mutter in Brooklyn. Ich schlief nicht in meinem eigenen Zimmer, sondern in dem von Loren, das meiner Schwester Luna gehört hatte, bevor sie mit Milo durchgebrannt war. Nachts lag ich in Lorens kleinem Bett unter der blauen Steppdecke, umgeben von seinen Spielsachen, und ging stundenlang sämtliche Einzelheiten jenes letzten Tages durch, den ich mit ihm verbracht hatte. Obwohl ich ihn nur selten gesehen hatte, erinnerte ich mich noch genau an ihn. In seiner Matrosenjacke und seiner Wollmütze hatte er einen leicht wiegenden Gang gehabt, fast wie ein Seemann. Er war ein drahtiger, sportlicher kleiner Kerl gewesen mit der aufrechten Haltung und dem durchdringenden, offenen Blick eines Menschen, der zu früh auf sich selbst gestellt, zu schnell erwachsen geworden war. Wie komischerweise oft in solchen Fällen, wurde er mit der Zeit meiner Schwester ziemlich ähnlich, obwohl sie seine Adoptivmutter war: gleichmäßige Züge, breite Wangenknochen, gerade Nase, dieselben dunklen Locken und grauen Augen. Doch anders als Luna mit ihren nervösen Händen, hektischen Bewegungen und abgehackten Sätzen war Loren ruhig und gelassen. Vielleicht hatte er gar keine andere Wahl gehabt angesichts seiner rastlosen Eltern – eine positive Entwicklung.

An diesem letzten Nachmittag hatten wir, bevor wir ins Planetarium gingen, in einer Raststätte auf dem Highway angehal-

ten. Ich hatte einen Kaffee getrunken, und Loren hatte in seinem Omelett gestochert. Es war das zweite Mal, dass wir nach dem Tod meiner Mutter ausgingen. Am Abend zuvor waren wir im Kino gewesen. Obwohl ich offiziell seine Tante war, kannten Loren und ich uns kaum und besaßen so gut wie keine gemeinsame Geschichte. Vor dem Tod meiner Mutter hatte ich ihn beinahe ein Jahr lang nicht gesehen. Und von einem Tag auf den anderen war ich die einzige Person, die zwischen ihm und dem Waisenhaus stand. Zwei Monate vor meinem einundzwanzigsten Geburtstag mit einem Einzimmerapartment in Boston, das aus allen Nähten platzte, dreihundert Dollar auf dem Konto und einem gebrauchten Impala trug ich nun die Verantwortung für ein elternloses Kind, ohne irgendwas dazu beigetragen zu haben.

Meine Mutter war ihr ganzes Leben lang kerngesund gewesen und dann völlig unerwartet an einer Gehirnblutung gestorben, während sie sich fürs Bett fertig machte. Loren hatte sie am nächsten Morgen gefunden. Er hatte den Krankenwagen gerufen und mit ihrem Kopf auf dem Schoß auf dem Fußboden gesessen und gewartet. Der Polizeibeamte hatte ihm eingeschärft, sie nicht anzurühren, trotzdem habe er gleich gewusst, dass sie tot war, erzählte er mir später. Nachdem er ihr den Spiegel der Puderdose unter die Nase gehalten hätte, um ganz sicher zu sein, habe er es unerträglich gefunden, sie einfach auf dem kalten Holzfußboden liegen zu lassen. Die Polizei hatte ihre Leiche abtransportiert und mich in Boston angerufen. Dann hatte sie Loren aufgefordert, zu einem der Nachbarn zu gehen, doch er hatte sich geweigert, das Haus zu verlassen. Die Frau von nebenan war herübergekommen, hatte ihm etwas zu essen gemacht und war im Wohnzimmer sitzen geblieben, bis er schlafen ging. Als ich am späten Abend ankam, fand ich Loren im Schlafzimmer meiner Mutter. Das Licht war aus, er aber lag voll angezogen auf der Bettdecke und starrte in die Dunkelheit. Ich machte Licht und setzte mich ans Fußende des Bettes. Seine Augen waren gerötet und sein Gesicht von Schmerz verzerrt. Doch wie viele Tränen er auch vergossen hatte, es war vorbei, und seine Stimme klang wieder gefasst.

»Was soll ich jetzt machen?« Das war seine erste Frage an mich.

»Alles wird gut«, sagte ich mit ruhiger Stimme und legte meine Hand auf seine Wange. Zwar hatte ich mir während der ganzen Fahrt von Boston dieselbe Frage gestellt – einmal für ihn, aber auch für mich selbst –, war aber noch zu keinem Schluss gelangt.

Als ich ins Bad ging, um ihm ein Glas Wasser zu holen, schloss ich die Tür hinter mir, vergrub mein Gesicht in einem Handtuch und weinte, nicht um meine Mutter, sondern um Loren. Sosehr ich auch das Gefühl hatte, in Bezug auf meine Familie selbst Pech gehabt zu haben, es ließ sich nicht mit dem vergleichen, was er durchgemacht hatte: Zweimal hatte er seine Eltern verloren, war jetzt, nach einem unerwarteten Todesfall, erneut verwaist, und all das vor seinem zehnten Geburtstag.

Meine Mutter und ich waren uns fremd geworden, nachdem ich vor drei Jahren ausgezogen war, um aufs College zu gehen, nur wenige Monate, bevor Loren zu ihr kam. Unsere Entfremdung bildete das Ende unseres achtjährigen Zusammenlebens nach dem Tod ihrer eigenen Mutter, in einer Atmosphäre, die zwischen Argwohn und offener Feindseligkeit pendelte. Meinen Vater habe ich nie gekannt. Er hatte sich auf dem Höhepunkt des Zweiten Weltkriegs zur Marineinfanterie gemeldet und war im Juni 1944 in den Südpazifik entsandt worden. Zu dieser Zeit war Luna acht Jahre alt gewesen, und meine Mutter hatte noch nicht gewusst, dass sie seit knapp einem Monat wieder schwanger war. Ich kam im folgenden Februar zur Welt, sieben Monate nachdem mein Vater während der Befreiung von Guam von der japanischen Besatzung gefallen war. Postum hatte man ihm für seine Tapferkeit den Silver Star verliehen. Meine Mutter hatte den Orden gerahmt und im Wohnzimmer aufgehängt. Sie hatte nie wieder geheiratet, und wir drei lebten mehr schlecht als recht von ihrem Gehalt als Verkäuferin bei Macy's und der Hinterbliebenenrente, die sie für meinen Vater erhielt. In den ersten zehn Jahren meines Lebens bis zu ihrem Tod hatte auch noch ihre Mutter bei uns gewohnt, um uns zu helfen. Es war kein Wunder, dass meine Mutter nie darüber